

Zeitwort

04.02.1954:

Sylvia Plath schreibt einen Abschiedsbrief

Von Reinhard Hübsch

Sendung vom: 04.02.2025

Redaktion: Susanne Schmaltz

Produktion: SWR 2008

Zeitwort können Sie auch im **Webradio** unter [swrkultur.de](https://www.swr.de/swrkultur) und auf Mobilgeräten in der **SWR Kultur App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

<https://www.swr.de/swrkultur/programm/podcast-zeitwort-100.html>

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Die SWR Kultur App für Android und iOS

Hören Sie das Programm von SWR Kultur, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR Kultur App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: <https://www.swr.de/swrkultur/swrkultur-radioapp-100.html>

Autorin:

Es ist ein Donnerstag, und an diesem Donnerstag setzt sich die 22jährige Sylvia Plath, Noch-Nicht-Schriftstellerin, an ihre Schreibmaschine, spannt einen Bogen gelbes Papier ein, Bürobriefpapier, auf dem vorgedruckt ist „an“, „von“, „Datum“, „Betrifft“, und sie füllt aus: an – Phil, von – Syl, Datum: 4. Februar 1954, Betrifft: Das Leben im Allgemeinen. Aber es geht gar nicht um das Leben im Allgemeinen, natürlich, es geht in diesem Brief um ein, um zwei Leben im ganz besonderen, um das von Syl, Sylvia Plath, und das von Phil, Philip McCurdy, einem Jugendfreund, mit dem sie sich ein paar Tage zuvor getroffen hatte, wieder einmal, und sie hatten sich – nein: sie waren intim gewesen. Und nun, an diesem Donnerstag, tippt sie: „Hallo“ Punkt Punkt Punkt – Hallo.

Und nun schreibt sie, viele lange Zeilen lang, von ihrer neuen Bleibe in Harvard, wo sie gerade studiert, von dem Wochenende zuvor bei den Freunden, der Familie Crockett. Sie plaudert, als wenn es nichts Wichtigeres gibt als diese alltäglichen Kleinigkeiten, und sie schiebt, es ist bei der Lektüre zu spüren, sie schiebt die eigentliche Botschaft dieses Briefes vor sich her, schreibt, bevor sie „In die wichtigeren persönlichen Themen eintauche“, da wolle sie noch – und dann, endlich, nach den vielen, wie sie selbst notiert, nach den „Nebensächlichkeiten“, kommt sie allmählich, zögerlich auf den, zum entscheidenden Punkt, und es ist ein entscheidender, ein ende setzender, ein scheidender Punkt. Aber auch da zögert sie wieder, lockt: „Was unser Wiedersehen anbelangt, das brauchst du überhaupt nicht in Frage zu stellen“. Er, Philip McCurdy, hatte es in dem Brief, den er ihr geschrieben und den sie an diesem Donnerstagsmorgen erreicht hatte, er hatte das Wiedersehen wohl in Frage gestellt gesehen, hatte vielleicht geahnt, was sie noch nicht ausgeschrieben, ausgesprochen, das aus noch nicht gesprochen hatte, und was sie nun, irgendwann, aussprechen, ausschreiben wird. Aber zuvor: „Ich würde dich wirklich auch in Zukunft sehr gerne oft sehen“ – sie will es ihm, sie möchte es sich leicht machen: ja, wir können uns sehen, schreibt sie ihm.

Sie tastet sich an den Kern des Briefes: „Was unseren ziemlich einzigartigen Abend anbelangt“, beginnt sie. Stolpert in bürokratischem Englisch auf ihr Ziel: „Unseren Kontakt in letzter Zeit könnte man als „platonisch“ bezeichnen (Punkt Punkt Punkt) und unsere platonische Beziehung als solche ist in der Lage, so denke ich, ohne weitere emotionale und körperliche Verstrickung zu bestehen“ – die Liebe, gemeinsame Sexuall-Taten, das bezeichnet Sylvia Plath als emotionale und körperliche Verstrickung. Und, wenige Zeilen weiter, fallen denn auch jene Worte, die der Leser, die Leserin von heute erwarten: „Werden wir gute Freunde bleiben...“

Und: Sie bietet Phil eine intellektuelle und geistige Freundschaft, denn, so Sylvia Plath, die zwei Jahre später in heftiger, auch körperlicher Liebe zum Schriftsteller Ted Hughes entbrennt und mit ihm zwei Kinder haben wird, die verzweifelt, als sie sechs Jahre später entdecken muss, dass ihr Mann eine andere liebt, mit der anderen intim ist, die verzweifelt, als er sich von ihr trennt, von Sylvia Plath, die dann, wenig später, vollkommen verzweifelt in den Freitod flüchtet, indem sie Schlaftabletten schluckt, und, sicher ist sicher, den Gashahn aufdreht, diese, nach heftiger Liebe, nach erfüllter Sexualität dürstende Sylvia Plath, lügt Philip McCurdy, ihrem Liebhaber vor: „Körperlich können wir uns doch mit einer großen Anzahl anderer Männer und Frauen befriedigen“ (was ja stimmt und eben doch nicht, aber

das ist ein anderes, großes Thema), also intim werde könne man mit jedem und jeder, aber, so mahnt Sylvia Plath, „eine intellektuelle und geistige Beziehung, wie wir sie gehabt haben, ist so selten und ist daher sehr viel wichtiger zu bewahren als alles andere.“ Womit sie ja auch recht hat, auch wenn sie lügt. Und sie weiß, dass sie lügt und sie weiß, dass sie um die Wahrheit herumstolpert, denn wie endet dieser Brief: „Ich hoffe, dass meine Versuche, zu erklären, wie ich über unsere Situation denke, mindestens ansatzweise zusammenhängend waren ...“

Punkt Punkt Punkt. Sie lässt viel aus, diese Sylvia Plath, in diesem Brief, den sie am 4. Februar 1952 an Philip McCurdy schreibt, einen Abschiedsbrief, der ein Ende setzen soll und doch nicht setzt, der nur leise grummeln soll und nicht donnern, und der doch das donnernde Ende bedeutet, an diesem Donnerstag, den 4. Februar 1954.